

Demenz: Hinschauen, nicht wegschauen

Referat Dr. Albert Lingg informierte sein Publikum im Haus Gutenberg über neue Erkenntnisse, Vorsorge, Behandlungen und ethische Aspekte der Demenzerkrankung.

Dass eine ungesunde Lebensweise die Durchblutung des Gehirns vermindert und eine Arteriosklerose in den Hirngefässen zu einer Demenz führen kann, ist schon hinlänglich bekannt. Die Ursachen können laut neuesten Erkenntnissen auch in Einsamkeit und mangelnden sozialen Kontakten, Stress und Überforderung durch die technisierte und beschleunigte Lebensweise unserer Zeit liegen. Was früher noch unter einem normalen Alterungsprozess gesehen wurde, wird heute durch die erhöhten Ansprüche der Gesellschaft, der Betroffenen an sich selbst und deren Angehörigen an sie schneller als Demenzerkrankung diagnostiziert. «Wenn jedoch die Vergesslichkeit Auswirkungen auf den Alltag, auf das tägliche Planen und Handeln, und das über einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten hat, sollte man eine Abklärung machen», rät Dr. Lingg, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. «Die Demenz beginnt mit Vergesslichkeit im Kurzzeitgedächtnis und führt dann zunehmend zum Verlust des Allzeitgedächtnisses.»

Zu verdrängen nützt nichts

Wenn man sich nicht mehr ganz sicher ist, ob der Kopf noch gesund und altersgemäss funktioniert, hilft ein Gespräch mit dem Hausarzt und bei Bedarf eine Abklärung. «Zehn bis zwanzig Prozent der Demenzerkrankungen sind heilbar, weil sie durch Ursachen wie z.B. Hirntumor oder Liquorabflussstörungen entstanden sind», sagte Lingg, «und bei leichter Demenz können durch Medikamente noch Ressourcen aktiviert werden. Heilung ist bis heute nicht möglich.»

«Demenz ist ein Abschied auf Raten, der oft komplizierte Trau-



«Heilung ist bis heute nicht möglich»: Referenz Dr. Albert Lingg.

Bild: Tatjana Schnalzer

er bei Angehörigen auslöst», so der Facharzt. «Umso wichtiger sind die betreuenden Menschen, Angehörige wie Fachpersonal, die vermittelnd wirken.» Ein grosses Lob sprach der Referent den Pflegenden und Betreuenden aus, die mit bewundernswerter Geduld, Einfühlungsvermögen und Talent zum Ablenken ausgestattet sind. «Die Herausforderung, Menschen mit Demenz zu begleiten und zu pflegen, ist gross. Und wir müssen uns alle darum kümmern, nicht nur die Mediziner», forderte Lingg.

Beziehung ist die beste Medizin für Menschen, die sich langsam von ihrer Vergangenheit verabschieden. In der ersten Phase der Erkrankung, die ja bereits Jahre vor der Diagnose begonnen hat, kann der Betroffene mit Zusammensein und dem Wiederaufnehmen oder Weiterführen von gewohnten Tätigkeiten, mit Kunst-

therapie und Musik am besten aufgefangen werden. Die zweite Phase macht sich nach der Vergesslichkeit durch Verwirrtheit deutlich. Interessen und Gewohnheiten gehen verloren, Orientierungslosigkeit, Wortfindungsstörungen, zum Teil auch Aggression und Angst verunsichern die Patienten. «Dann soll man nicht widersprechen», betonte Lingg, «Ablenken lautet die Devise. Und machen lassen. Man muss den Menschen nehmen, wie er ist.»

Die dritte Phase ist die Pflegebedürftigkeit. Besondere Aufmerksamkeit gelte in dieser Phase der Schmerztherapie. Denn oft können Demenzerkrankte Schmerzen nicht mehr zuordnen. Es bleibe nichts mehr, als der Krankheit ihren Lauf zu lassen. Wichtig sei in solchen Fällen eine Patientenverfügung, die verhindere, mit allen Mitteln in einem Zustand gehalten zu wer-

den, den man selbst schon längst nicht mehr wolle.

Das Herz wird nicht dement

Demenz ist eine Krankheit, die von Alois Alzheimer vor über einhundert Jahren als chronische Krankheit mit Störungen in Verstand, Verhalten und Emotionen beschrieben wurde. In unserer schnelllebigen Welt wandern wir alle fast täglich am Rande der Überforderung, was eine Ermüdung des Gehirns nur zu schnell deutlich werden lässt. Ein Drittel aller Neunzigjährigen ist laut Statistik an Demenz erkrankt. «Das ist ein noch zu wenig erkanntes gesellschaftspolitisches Thema und mit der sich abzeichnenden demografischen Entwicklung können uns eigentlich nur noch ein Babyboom oder Zuwanderung aus der Misere führen», meinte Albert Lingg. (wou)